

Rolf Arnold

KEINE ZEIT FÜR GRÜNE BANANEN

DIE AUFKLÄRENDE KRAFT DER
VERGÄNGLICHKEIT

2025

Themenreihe: Fachbücher für jede:n
Umschlaggestaltung: B. Charlotte Ulrich
Umschlagmotiv: ©Richard Fischer · www.richardfischer.org
Redaktion: Nicola Offermanns
Reihengestaltung und Satz: Nicola Graf, Freinsheim, www.nicola-graf.com

Printed in Germany
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck



Erste Auflage, 2025
ISBN 978-3-8497-0581-7 (Printausgabe)
ISBN 978-3-8497-8524-6 (ePUB)

© 2025 Carl-Auer-Systeme Verlag und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.
Dort können Sie auch unseren Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH
Vangerowstraße 14 · 69115 Heidelberg
Tel. +49 6221 6438-0 · Fax +49 6221 6438-22
info@carl-auer.de

INHALT

VORWORT	6
1 ERKENNEN ERKENNEN	9
2 DEM REPEAT-MODUS ENTSCHLÜPFEN	22
Erste Möglichkeit: Seinem idealen Ich Raum geben	23
Zweite Möglichkeit: In den Unterschied gehen	24
Dritte Möglichkeit: Poetisch denken und schreiben	28
3 IM BEWUSSTSEIN DER GROSSEN FRAGE LEBEN	31
4 UNKRAUT LIEBEN	43
Der Charme der Umkehr	45
Unterwegs zu einer Kultur der Abschiedlichkeit	52
5 BEDEUTSAM SCHWEIGEN	56
Leben im Ausdruck	57
Schweigen als entzogene Individuation?	58
Mit Hilfe der Sprache hinter die Sprache gelangen	67
6 KONTEMPLATION ÜBEN	71
Kontemplation als Lebensmodus	72
7 DER HOMO EMPATHICUS: VERZEIHEN ÜBERLEBT	86
Der Mensch verdankt sich nicht sich selbst	86
Der Mensch wirkt fort	88
Ewig leben: ein Horrorszenario?	90
Auswege aus der Individualisierungssillusion	92
Der größte Unterschied	94
8 SUBJEKTIVE ZEIT- UND RAUMPERSPEKTIVE	99
ÜBER DEN AUTOR	103

Vorwort

Es lässt sich nicht sicher ermitteln, von wem der Ausspruch »I have no time for green bananas!« ursprünglich stammt. Auch das Internet ist zur Klärung dieser Frage wenig hilfreich, liefert es doch zum Begriff bloß Kochrezepte sowie vertiefende Artikel zur heilenden Wirkung eines Konsums grüner Bananen. Doch wer will schon grüne Bananen essen? Die allermeisten meiden das Unreife und Unfertige. Sie setzen auf Ausgereiftes und Schmackhaftes – mag dieses nahrhaft oder bloß naheliegend, gewohnt oder überzeugend sein.

Dieser Essay widmet sich der aufklärenden Kraft der Vergänglichkeit. Der grundlegende Gedanke ist der, dass wir uns genau überlegen sollten, was wir zu uns nehmen, wenn wir erkannt haben, dass uns nicht viel Zeit für Abwägen oder Abwege bleibt. Dabei geht es nicht um schwer verdauliches Obst oder Gemüse, sondern um Irrwege und Abwege des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns in unserem Leben. Viel zu häufig wissen wir nicht, was wir tun oder warum wir dies – immer noch, immer wieder oder ohne Rücksicht auf Verluste – tun. Wir stolpern durch Lebenssituationen, getragen von Konzepten, Ideen, Sehnsüchten oder schlichten Irrtümern, und nicht selten verplempern wir unsere Zeit mit Hoffnungen und Vorhaben, von denen wir eigentlich längst wissen, dass diese zu nichts führen – außer zu einem Mehr desselben, nämlich nichts, worauf uns schon Paul Watzlawick verschiedentlich hinwies. Wir bleiben uns treu, folgen der Pfadabhängigkeit unserer einst entwickelten Besonderheiten und verpassen die Gelegenheiten, noch zu denen zu werden, die wir eigentlich sein könnten. Und nicht selten versäumen wir es auch, uns wirklich substanziell mit der sich für uns beständig verengenden Zeitperspektive bewusst auseinanderzusetzen. Wir blenden aus, worauf alles hinausläuft, und weichen einer wichtigen Reifungsaufgabe aus – eine Haltung, die durch den verbreiteten Jugendlichkeitswahn sowie das Todesvergessen der Moderne und die Verbannung des Alterns aus dem öffentlichen Bewusstsein zusätzlich befördert wird.

Mit dem vorliegenden Essay möchte ich diesem Trend entgegenwirken und dazu einladen, sich mit der eigenen Vergänglichkeit tief

durchspürend zu befassen. Wer sind wir, wenn wir doch dereinst nicht mehr sein werden? Wofür kämpfen wir, wenn wir unseren Kampf dereinst verlieren müssen? Wer könnten wir noch werden, und warum sollten wir uns darum bemühen, wenn alles dereinst zur bloßen Erinnerung an uns wird?

Spätestens dann, wenn eigene Konzepte sich in Luft auflösen oder sich die Lebenszeit »unüberspürbar« dem Ende zuneigt, wird uns die Todesvergessenheit unseres bisherigen Lebensmodus – meist schmerzlich – bewusst. Dann trifft uns die Substanz des Vergänglichen unvorbereitet, obgleich wir doch unser ganzes Leben die Zeit hatten, um uns auf das Unvermeidbare denkend, spürend und handelnd vorzubereiten. Nicht wenige versuchen, ihre bisherigen Irrwege und Wiederholungen als grandioses biografisches Projekt darzustellen, um andere, aber vor allem sich selbst davon zu überzeugen, dass sich »gelohnt« hat, was gewesen ist. Doch was heißt das? Welcher Beobachter bzw. welche Beobachterin verfügt über die Kriterien und auch die Autorität, darüber zu befinden, ob es sich »gelohnt« hat, was wir aus uns, d. h. aus den biografischen Schaltstellen, Möglichkeiten und Entscheidungen, herausleben konnten? Und überhaupt: Muss sich Leben lohnen? Wem gegenüber sind wir Rechenschaft schuldig? Wem billigen wir letztlich die Autorität zu, über unsere Lebensbewegung zu urteilen – uns selbst, unseren (meist: bloß noch erinnerten oder imaginierten) Eltern oder Vorfahren? Der Dichter d'Lonra beendet sein Gedicht »Spät erwacht« mit den Zeilen:

Spät erwacht

(...)

*Jetzt steh' ich da, ganz ohne Panzer,
der weder Schutz noch glänzend ist,
und taste nach der Welt als ganzer
die unvertraut und fremd mir ist.
Ich lasse los, was meine Ahnen
mir dereinst in die Wiege gaben,
und trolle mich von falschen Bahnen,
um mich niemals mehr einzugraben,*

*zu verstecken, was ich denk und fühl,
in einer Welt, die bloß verdrängt,
und mir ein Umfeld gibt, das kühl,
mein Herz verschließt und nicht verschenkt.
Den Weg heraus aus kaltem Alten,
der ist mir fremd, weil unvertraut.
Ich will ihn gehen, um zu gestalten,
was ich mir niemals zugetraut.
Fürcht' nicht, dass ich den Weg verlier,
muss meine Herzenskraft nur spüren,
diese trag ich auch in mir,
sie wird mich schließlich zu mir führen.'*

Es ist diese Eigendrehung, die uns zu einem Lebensmodus ermutigen kann, der sich nicht mit unreifen Stoffen jeglicher Art zufriedengibt. Wer »erwacht« ist, weiß um die Einmaligkeit der Chancen und Gelegenheiten, die uns das Leben für unser Wachstum und die eigene Entfaltung immer wieder eröffnet. Und mit der dabei erwachten Klarheit kann sie oder er sich erneut der Aufgabe zuwenden, sich aus inneren Festlegungen zu lösen, um das noch verbleibende Leben von den Potenzialen her neu zu gestalten, die bislang ungenutzt als Möglichkeiten einer anderen Zukunft im Inneren schlummernten. Es braucht nicht allein »den Mut, sich seines Verstandes ohne fremde Hilfe zu bedienen«, wie Immanuel Kant (1724–1804) uns ins Stammbuch schrieb, es bedarf auch des Mutes zu durchspüren und zu erkennen, wie banal und berechenbar die uns durchwirkenden Mechanismen unseres Denkens, Fühlens und Handelns immer und immer wieder dafür sorgen, dass wir uns treu bleiben – unbeschadet der Weckrufe, Chancen und Möglichkeiten des Lebens. Das diesem Essay zugrunde liegende Motto lautet deshalb:

Habe Mut, deinen Verstand zu verstehen und deine Gefühle zu durchspüren, um zu der Person werden zu können, die du eigentlich noch werden kannst!

1 ERKENNEN ERKENNEN

Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das um seine eigene Endlichkeit weiß und Kulturen des Todes entwickelt hat. Zahlreiche Riten, Mythen und Religionen gestalten seit Jahrtausenden den Umgang mit dem Sterben als einen bewussten Abschied von den geliebten Personen und einen mahnenden Hinweis auf das bevorstehende eigene Ende. Der Alltag in der Moderne ist demgegenüber weitgehend frei von jeglicher Abschiedlichkeit: Wir stehen am Grab des geliebten Menschen, des nahen Freundes oder der bekannten Nachbarin, trauern und trösten einander ... und wenden uns dann wieder einer überlebenssichernden Todesverdrängung zu, die es uns erlaubt, weiter nach vorne zu streben, ohne wirklich zu begreifen, dass sich unsere eigene Zukunftsperspektive mit jeder Stunde verkürzt. Der eigene Tod kommt uns täglich näher, während wir uns anderen Dingen widmen, statt unserer eigenen Antwort auf die Endlichkeit durch unser Leben bewusst Ausdruck zu verleihen.

Es mag sein, dass diese Todesvergessenheit im Alltag die einzige Haltung ist, die es uns erlaubt, das Leben entschlossen fortzusetzen, ohne an der eigenen Vorläufigkeit letztlich zu verzweifeln. Und auch die mit einer solchen Haltung verbundene Verdrängung

der Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens erweist sich möglicherweise als nützlich. Diese Frage ist durch tiefes Nachdenken oder wissenschaftliche Analysen nicht zu klären – zumindest wirft jede Antwort neue unbeantwortbare Fragen auf. Sie lassen uns auf der verzweifelten Suche nach der sogenannten »Letztbegründung«, wie die Philosophen sagen, von einer Sackgasse in die nächste torkeln, ohne wirklich den tragfähigen Grund zu finden, den wir zu finden hoffen. Viele der Suchenden wagen schließlich einen Sprung, der sie in eine religiöse, existenzialistische, nihilistische oder gar zynische Antwort befördert, auf deren Basis sie ihre ganz eigene Gewissheit dann zu leben versuchen. Dieser Sprung trennt sie von anderen, die diesen Sprung nicht vollziehen oder in eine andere Richtung springen. Jede dieser Richtungen kann unbemerkt zum Sektierertum verkommen, stiftet aber zugleich das warme Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die sich dazu entschlossen hat, den Glauben vor die Vernunft zu stellen. In solchen Glaubensgemeinschaften erstirbt der Diskurs über die Frage nach dem Sinn von Leben und Tod, und die Beteiligten bleiben unter sich und ohne Zweifel. Sie weichen der eigenen Verzweigung aus, indem sie sich von den Ungläubigen abgrenzen und das Zweifeln aus ihrem Denken, Fühlen und Handeln endgültig verbannen.

Ohne Zweifel oder gar Selbstzweifel bleibt der Mensch hinter seinen Möglichkeiten eines reifen Erkennens und eines vernünftigeren Handelns zurück.

Er verlässt die Ebene des Beobachtens, des Denkens und der Auseinandersetzung mit Vernunftgründen und bleibt auf der Ebene der Behauptung – ohne Evidenzbasierung, wie man heute gerne sagt. Damit bleibt ihm im sozialen Austausch mit Andersdenkenden oder Andersgläubigen schließlich bloß der Kampf um die Wirklichkeit, der letztlich zum Krieg führen kann, wie ein Blick auf die Menschheitsgeschichte zeigt. Letztlich wurden alle Kriege von Parteien gestartet, deren Akteure für das eigene Leben und Sterben keine eigene Position finden konnten und deshalb den großen Erzählungen, die sie von anderem abgrenzten, ihr Leben widmeten und oft genug

opferten – ein Ausweichen vor der Sinnfrage, die direkt in den Tod führt. Ein solches Verschieben der eigenen Antwort auf den Tod stiftet dem Leben keine eigene Substanz, sie erinnert vielmehr an denjenigen, der aus lauter Angst vor dem Sterben den Freitod wählt.

Wenn wir weder springen noch durch Abgrenzung oder gar Ausgrenzung unserem Leben Substanz stiften wollen, kommen wir an eigenem Denken und bewusstem Erkennen – auch der Grenzen des Erkennens – nicht vorbei. Dabei lautet eine erste Aufgabe, das Erkennen zu erkennen:

- ▶ Was ist Erkennen?
- ▶ Mit was bringt uns die eigene Beobachtung und Beurteilung tatsächlich in Berührung?
- ▶ Wie viel Eigenes kontaminiert bereits unseren Eindruck von den Gegebenheiten und Möglichkeiten, sodass wir eigentlich bloß in der Lage sind, uns zu erinnern, d. h. wiederzuerkennen – mit der stets wirksamen Gefahr, das aktuell Gegebene mit der in uns bereits vorbereiteten Deutung beständig zu verwechseln?
- ▶ Und schließlich: Entsteht nicht unsere Frage nach dem Sinn bereits selbst einer Denktradition, die sich daran gewöhnt hat, in jeder Erscheinung die Auswirkung einer Ursache zu vermuten – eine durchschaubare Beliebigkeit unserer Grammatik, weshalb auch die Frage, warum und wer wir sind, nicht ohne Grund ad acta gelegt werden kann?

Die Antwort auf diese Fragen ist ernüchternd. Erkenntnistheorie sowie Hirn- und Bewusstseinsforschung sind sich dabei einig: Wir kommen nicht als Tabula rasa auf die Welt, sondern reifen bereits im Mutterleib sowie in den ersten Lebensmonaten in einem sozialen »Uterus« heran, in dem wir zu erheblichen Teilen unsere emotional-kognitive Grundausstattung erwerben, unsere Talente entfalten und mit den Anregungen der signifikanten Menschen, die unseren Aufwuchs mit ihren Kommentaren und Impulsen – auch Grenzsetzungen – begleiten, unauflösbar vermengen und zu denen werden, die wir unter den gegebenen Bedingungen haben werden können. Dabei prägen uns nicht allein Gesicherheit oder Ungesicherheit unseres eigenen frühen Erlebens, sondern auch

die unerledigten Themen unserer Eltern. Deren Besonderheiten und – nicht selten unbewältigten – Erlebnisse werden an uns intergenerational weitergereicht und bestimmen unser epigenetisches Erbe. Der Mechanismus, durch den diese Vererbung geschieht, ergibt sich aus dem, was in den Gesprächen im Elternhaus mit welchem Zungenschlag thematisiert wird oder eben in vielsagendem Schweigen ausgeklammert bleibt. Es ist dieses tägliche Eintauchen in die vorgefundene Kommunikationspraxis, die uns prägt und mehr und mehr selbst so denken, fühlen und handeln lässt, wie wir dieses Reden und Schweigen der Eltern zu spüren gelernt haben: zugewandt fröhlich, voller eigener Lebensfreude und Selbstwirksamkeitsgefühl oder in der eigenen Lebenshaltung angeknackst oder gar grundlegend erschüttert und ohne innerlichen Kontakt zu der eigenen Gefühlswelt.

Diese Gemengelage von eigenem Erleben und überlieferten Kränkungen oder gar Traumatisierungen gießt uns die Form, in die hinein wir unsere eigenen Ichstrukturen zu »performen« vermögen. Wir werden dadurch nicht diejenigen, die wir sein können, sondern folgen stets auch einer Formung, die unser eigenes Denken, Fühlen und Handeln sowie den Ausdruck unserer eigenen Bezogenheit bestimmt. Bisweilen ist diese Formung eine Verformung. Die Art und Weise, in der wir uns aufeinander beziehen können oder Bezogenheit in einem eindeutigen »Ja« zum Leben oder zu einem nahen Gegenüber auszudrücken vermögen, haben wir uns sozusagen nicht selbst ausgewählt oder bei Amazon bestellt, sondern als Grundausrüstung mit auf den Weg bekommen. Doch nicht selten verteidigen wir unsere Strukturbesonderheiten im Kampf um die eigene Identität ein Leben lang, statt diese immer wieder auf den Prüfstand zu stellen und uns zu befreiteren Formen des Umgangs mit uns selbst und dem Leben durchzuarbeiten.

Die Selbstbefreiung zu einem frischen Denken ist nicht leicht, wirken doch Epigenese sowie Emotion und Kognition in unserer Ichentwicklung unauflösbar zusammen.

Wir deuten die Welt nicht allein so, wie wir gelernt haben, sie zu deuten, sondern so, wie wir sie auszuhalten gelernt haben.

Wirklich nachhaltige Veränderungen unserer Art, die Welt zu sehen und in ihr zu handeln, resultieren deshalb auch selten aus Nachspüren, Wissen und Denken, sondern bedürfen eines Umfühlens und Umdeutens, zu dem man sich zunächst erst durcharbeiten muss – ein Prozess, der an Münchhausens Bemühen erinnert, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen. Erst dann können wir auch andere Formen, die Welt zu erkennen, aushalten und uns zu denjenigen entwickeln, die wir sein können – uns selbst transformierend, um in einem Multiversum und bezogener Eindeutigkeit zu leben.

Transformation ist schwierig; sie misslingt oft. Zu mächtig wirken die vertrauten Strukturen. Diese zwingen uns in die alten Muster und Gewohnheiten zurück und halten uns in der Welt des Bisherigen gefangen. Interessiert lesen wir, dass unser Gehirn plastisch sei. Es sei fähig, Rigidität des Denkens, Fühlens und Handelns zu überwinden und zu gelasseneren und zulassenderen Formen des Ausdrucks zu gelangen, doch erfahren wir eher selten, wie wir bei dieser Selbstüberwindung vorgehen können, um dem Rückfall in die Rigidität vorzubeugen und nicht erneut in die eigenen Strukturbesonderheiten zurückzugleiten, um letztlich so bleiben zu »dürfen«, wie wir sind. Solche Rückfälle emergieren spontan. Im konkreten Fall ist es der durchschaubare Eindruck, dass unsere Wahrnehmung des aktuellen Geschehens uns zwar an ähnliche Lagen in unserem Leben erinnern mag, im jeweils konkreten Fall allerdings doch berechtigt und diesmal keine Wiederholung sei. Die Kernfrage der Selbsterkenntnis »An was aus meinem Leben erinnert mich meine aktuelle innere Bewegung?« wird zwar gestellt, hat aber ihre aufklärende Resonanz in uns längst eingebüßt bzw. niemals wirklich entfaltet. Ehe wir's uns versehen, kann das vorwurfsvolle Leben sich wieder zu Wort melden. Wir erkennen:

Es gibt nichts Rigideres als die – zufälligen – Strukturbesonderheiten des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns. Diese können wir zwar spüren, reflektieren und erkennen, eine nachhaltige Transformation jedoch erfordert tägliche Fokussarbeit und bewusste Lebensführung.

Diese Fokusarbeit kann uns auch zu einem tieferen Verstehen unseres eigenen Verstehens führen. Wer einmal damit begonnen hat, seine eigene Wahrnehmung als Ergebnis seiner inneren Filter zu verstehen, dem gehen Beurteilungen, Stellungnahmen oder gar Ratschläge nicht mehr so leicht über die Lippen. Er oder sie wird mehr und mehr zu einer/einem schweigenden Selbstbeobachter:in. Diese wissen darum, dass jede Wahrnehmung auch eine Erinnerung ist; unbestellt melden sich in dem, wie sie konkrete Lagen zu sehen meinen, eigene emotionale Gewohnheiten, Traumatisierungen und Routinen zu Wort, die das, was der Fall zu sein scheint, kontaminieren und unseren selektiven Blicken ausliefern.

FÜHREN UND GEFÜHRTWERDEN

So reagieren z. B. Vorgesetzte durchaus unterschiedlich auf Kritik und Infragestellung. Während die einen darin das überbordende Engagement noch weniger erfahrener und – meist – jüngerer Mitarbeitenden zu sehen meinen und zu entsprechend väterlich-anerkennenden, aber gleichwohl Grenzen setzenden Reaktionen in der Lage sind, mobilisiert ein solches Verhalten in anderen Entrüstung und entschlossene Gegenwehr – bis hin zur Abmahnung und Kündigung. Das Verhalten, mit dem sich beide konfrontiert sehen, ist für einen nüchternen Beobachter dasselbe; die Wirklichkeiten, die es im jeweiligen Gegenüber hervorruft, könnten jedoch nicht unterschiedlicher sein.

Die naheliegende Frage »Wer hat Recht?« führt deshalb in keiner Weise weiter, da sich die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung aus den jeweils im Inneren aufkeimenden Erinnerungen, Mustern und Erfahrungen speist. Diese sind berechtigt, aber nicht »wahr«. Es lohnt deshalb auch nicht, nach anderen Beobachterinnen und Beobachtern der Situation zu suchen, die den Sachverhalt ähnlich beurteilen. Das Einzige, was eine solche Erkenntnis-Kumpanei zutage fördern könnte, ist, dass Menschen mit ähnlichen Strukturbesonderheiten sich gegenseitig der Wahrheit ihrer Spontandeutungen versichern. Diese werden dadurch keineswegs wahrer; sie sonnen sich lediglich im Lichte einer vermeintlichen, weil in der Wahrnehmung geteilten »Objektivität«.

»MEINE FREUNDINNEN FINDEN AUCH, DASS DU EIN ELENDER MACHO BIST!«

sagt sie im Streit zu ihm. Es dient in keinem Falle einer Klärung und substanzielleren Kooperation, wenn er daraufhin entgegnet: »Meine Freunde finden, so etwas, wie du mit mir versuchst, darf man sich nicht bieten lassen!« In Beziehungs- sowie auch in internationalen Konflikten führen solche abwertenden Deutungen zur Vertiefung der Abrenzungen und nicht selten zum Krieg.

Wenn wir zu erkennen versuchen, wie wir erkennen, dann kommen wir an einer Unterscheidung zwischen dem, was da ist (Realität), und dem, was auf uns wirkt (Wirklichkeit) nicht herum. In unserer Wahrnehmung bewegen wir uns als Menschen im Bereich der Wirklichkeit und haben keine Möglichkeit, »hinter den Spiegel« (Konrad Lorenz) in die Realität zu blicken. Wir verkaufen zwar unsere Wirklichkeit uns selbst und anderen gerne als »Realität« (Motto: »Das ist wirklich so!«), können diese Illusion aber nicht dauerhaft durchhalten, wenn wir uns mit der Erkenntnis- und Sprachphilosophie, aber auch mit den fortgeschrittenen Einsichten der Hirn- und Bewusstseinsforschung befassen. Wir landen stets bei der Einsicht, dass wir lediglich die durch die Beschaffenheit unserer Sinnesorgane konstituierten Repräsentationen zu erkennen vermögen, es aber nicht die eigentliche Welt ist, die sich uns in diesen vorbereiteten Deutungen und Interpretationen offenbart. Die Repräsentationen, die unsere Wahrnehmung erzeugt, sind meist sprachlich gefasst. Sie begegnen uns als Begriffe, Sätze und Abhandlungen und bewegen sich damit innerhalb der begrenzten Möglichkeiten des menschlichen Ausdrucks.

Insbesondere die Sprachphilosophie hat uns – nicht zuletzt durch die Einsichten von Ludwig Wittgenstein (1889–1951) – nachdrücklich daran erinnert, dass unser Denken sich in den durch unsere Grammatik vorbereiteten Möglichkeiten der Abbildung und Beschreibung unserer Wirklichkeit bewegt. Wir sind dabei »im Gefängnis der Sprache« (Wittgenstein) unterwegs. Oft folgen wir überlieferten Beschreibungen, deren akkusativsprachliche Struktur und transitive Verben das Geschehen implizit in eine Ursache-Wirkungs-Beziehung setzen – selbst da, wo wir es erfahrungsgemäß

mit Zusammenhängen zu tun haben, die keine eindeutige Beurteilung oder gar wirkungssichere Interventionen zulassen. Dies ist in den Bereichen »Bildung« und »Erziehung« sowie »Lieben«, »Lehren« und »Führen« der Fall. Deshalb scheitern die Ansätze einer transitiven Pädagogik meist ebenso wie die einer wissenden Beratung, die mit den Klient:innen in einer Weise umgeht, als könnte sie deren Erfahrungen, Weltansichten und Verstrickungen absichtsvoll – durch Intervention von außen – verändern.

Wer zu erkennen meint, bewegt sich in einer vertrauten Trance. Es ist die Trance des Wissens. Menschen handeln im Bewusstsein, mit dem, was sie denken und fühlen, richtigzuliegen. Dieses Bewusstsein stiftet ihnen Gewissheit und Berechtigung für das, was sie tun – meist, ohne zu erkennen, dass sie dabei in der Regel auch auf ausgetretenen Pfaden unterwegs sind. Dies kann so lange gut gehen, wie sie in einer weitgehend konstanten Umwelt leben. In dieser ist das Erwartbare überwiegend so wie das Erlebte bzw. Erinnerung. In dem Moment jedoch, in dem sich die Bedingungen ändern, versagt dieses Wiedererkennen und führt zu unpassenden Lösungsversuchen.

Wie lebt es sich im Bewusstsein, dass wir in Kontexten unterwegs sind, die wir nur zu unseren Bedingungen zu erkennen vermögen? »Unsere Bedingungen« sind dabei unsere Biologie, die uns mit Sinnesorganen ausgestattet hat, die uns sehen, hören, riechen sowie denken und schlussfolgern lassen. Aber auch die Sprache ist eine solche (Vor-)Bedingung, die zwar ein Produkt der Menschheitsentwicklung ist, uns aber als selbstverständliches Instrumentarium begegnet, mit dessen Hilfe wir nicht allein exakter denken, sondern uns auch untereinander verständigen können. Wir meinen sogar, es sei möglich, einander zu verstehen, da wir uns im Gespräch aufeinander beziehen, dieselben Begriffe nutzen, wechselseitige Resonanz und offensichtliche Übereinstimmung erleben und abgestimmtes Kooperieren verabreden können. Gleichwohl verbleiben wir auch mit den inneren Abbildern eines solchen Gelingens in der eigenen Vorstellungswelt, d. h. im Rahmen dessen, was wir erinnern, erwarten und ertragen können.

Diese Überlegungen verdeutlichen, dass auch das Erkennen ein letztlich einsamer Vorgang ist. Wir nutzen dabei die zufälligen

Möglichkeiten der Biologie unserer Sinnesorgane, bedienen uns zudem eines überlieferten Instrumentariums (Sprache, Schrift und Absprache), das die Menschheit nicht nur hervorgebracht hat, sondern damit auch die Art der Nutzung von biologischen Funktionsmechanismen enorm erweitert hat, bleiben aber mit unserem Erkennen mit uns allein. Seit etwa 50.000–100.000 Jahren beobachten Menschen sich selbst und die Welt nicht nur, sondern sprechen auch darüber. Sie begannen, unter Nutzung ihrer Sehorgane seit einigen Jahrhunderten auch Texte zu lesen, deren Gehalte ihnen mentale Einsichten stiften können, die nicht auf eigenem Erleben, sondern auf Nachvollzug beruhen. Dabei können sie sich vorbereiten, indem sie Situationen antizipieren, denen sie zwar noch nicht ausgesetzt sind, aber auf die sie sich einstellen können. Dies ist auch deshalb ein enormer Entwicklungsschritt, weil damit die Menschen Teil sowie Akteure eines überindividuell sich konstellierenden Geistes wurden, der sie mit Überlieferungen und Archiven umgibt, an denen sie ihr Denken schulen und ihre Einsichtsfähigkeit vertiefen können. Mit dieser *Versprachlichung der Welt* konnten die Abbilder des Erkennens dokumentiert und hinterlassen werden, mit denen andere sich lesend und denkend – auf dem jeweiligen Hintergrund ihrer eigenen Abbilder – auseinandersetzen und diese auf sich wirken lassen konnten. Dass sie diese in gleicher Weise verstehen, ist unwahrscheinlich. So erlebten die Texte von Johann Gottfried Hegel (1770–1831) zu seiner Zeit eine andere Resonanz als heutigen Tages. Und auch vietnamesische oder kolumbianische Hegelforscher interpretieren denselben Text nicht in einer vollständig gleichen Weise – ebenso, wie auch der hier vorliegende Text ganz unterschiedliche Assoziationen, eigene Überlegungen sowie Zustimmung oder Ablehnung bei Leserinnen und Lesern auslösen wird.

Dieses partielle Nichtverstehen beim Verstehen scheint der Normalfall zu sein, weshalb auch Systemtheoretiker und Kommunikationsforscher in der Einschätzung übereinstimmen, dass Menschen einander nicht verstehen, sondern bloß verwechseln könnten. Gleichzeitig lebt die Bemühung um ein Verstehen paradoxerweise von seiner schlussendlich nicht überwindbaren Unmöglichkeit. Das Verstehen, mit dem wir zu einer Bestätigung unserer Erkenntnisse

zu gelangen hoffen, benötigt somit quasi das Nichtverstehen, um als Antrieb und Hoffnung fortwirken zu können. Sicherlich: Wir können auch diese Unmöglichkeit erörtern, unsere Begriffe schärfen und uns darum bemühen, durch Metakommunikation und Reflexion den Verstehens-Hindernissen auf die Spur zu kommen, unsere Lesarten zu vergleichen und Unterschiede möglichst zu minimieren. Dadurch können wir uns einander annähern, ohne jedoch jemals an den Punkt einer vollständigen Übereinstimmung zu gelangen. Damit dies gelänge, müssten wir unsere Individualität aufgeben und mit dem jeweiligen Gegenübersystem vollständig verschmelzen – eine Vorstellung, die glücklicherweise bloß eine Vorstellung ist.

Die Frage ist jedoch, was sich verändern kann, wenn wir um diese Möglichkeiten und Begrenzungen des Erkennens wissen. Wie artikulieren wir uns, wenn wir das Erkennen erkannt haben? Wie reden wir über uns selbst und die Welt, wenn uns bewusst ist, dass etwas in unserem Bewusstsein dazu neigt, sich zu wiederholen? Und wie kommunizieren wir untereinander, wenn uns bewusst ist, dass wir uns dabei unausweichlich in dem »Gefängnis der Sprache« (Wittgenstein) bewegen? Erkennen wir genauer, wenn wir nicht reden, sondern schweigen? Ist unser Erkennen tiefer, wenn wir dabei nicht denken, sondern spüren? Gibt es eine spürende Erkenntnis, mit der es uns gelingen kann, hinter das Rauschen der Worte, Gespräche und Debatten zu entkommen? Gibt es so etwas wie begriffslose Wahrnehmung? Und können wir das, was uns da begegnet, teilen oder gar mitteilen?

Diese Fragen, die wir nur denken und erörtern können, wenn wir uns im Sprachlichen bewegen, verweisen zugleich über das Sprachgebundene hinaus. Sie beziehen sich auf das, was außerhalb der Gefängnismauern wirkt. Diese Mauern zu durchbrechen kann uns nicht gelingen, wenn wir uns dabei derselben Steine bedienen müssen, aus denen diese errichtet wurden – durch uns selbst, deren Erkennen einem Maurern gleicht. Paradoxien sowie Begriffs- und Denkfallen stellen sich uns bei diesem Versuch, ohne Begriffe zu begreifen, in den Weg, und irgendwann stellen wir erschöpft fest, dass unsere Versuche, den Festlegungen unseres Erkennens zu entkommen, dem bereits erwähnten Bemühen gleicht, dem Tod durch Selbstmord zu entkommen.

Und doch verändert uns dieses Bemühen:

Indem wir erkennen, wie unauflösbar unser eigenes Für-wahr-Halten mit unserer Biologie, unserer Biografie und unseren Begriffen verwoben ist, können wir innehalten und beginnen, uns mutmaßender zu bewegen. Gleichzeitig transzendieren wir dabei die Illusion unseres Egos, um in der nicht weniger relativen Welt des Menschlichen, Allzumenschlichen anzukommen, in der wir uns in der Gemeinschaft der Suchenden geborgen wissen.

Dabei lösen wir uns aus der Entschiedenheit, mit der wir geneigt sind zu behaupten, zu beurteilen und zu agieren. Wir werden zurückhaltender, irrtumssensibler sowie resonanzoffener – auch gegenüber Gegebenheiten und Menschen, mit denen uns keine Begriffe zu verbinden scheinen. Wir spüren auch mit dem Fremden, Gegensätzlichen oder Unverständlichen eine Verbundenheit, die sich aus der Ähnlichkeit der Bemühungen ergibt. Selbst das Böse in der Welt bedient sich der Mechanismen eines Erkennens, welches sich treu zu bleiben versucht. Auch die Bösen wiederholen, urteilen auf dem Hintergrund ihrer biografisch verdichteten Erfahrungen und halten an eingeflüsterten Gewissheiten fest, um sich tagtäglich zu vergewissern. Auch sie leben in ihren sprachlichen Mustern und beurteilen die Welt nach den Maßgaben dessen, was ihnen richtig und berechtigt zu sein scheint, weil es ein Bestandteil ihres Ich-Empfindens geworden ist.

Indem wir erkennen, wie wir erkennen und mit diesen Erkenntnissen zu Werke gehen, können wir auch allmählich nachvollziehen, dass Überzeugen, Überreden oder Verändern kaum durch die Kraft von Erkenntnissen nachhaltig gewährleistet werden kann. Wer erfährt, dass seine Sicht der Dinge – unabweisbar und evidenzbasiert – falsch ist, der streicht selten sofort seine Segel, mit deren Hilfe er bislang vorangekommen zu sein meint. Zu unlösbar sind seine Erkenntnisse mit seinen Emotionen und nicht selten mit seinem Ego verbunden. Er oder sie wird deshalb versuchen, sich zumindest innerlich zu arrangieren, indem er Zweifel an der Evidenz sät, Ausnahmen von der Regel in Anspruch nimmt oder sich

Verschwörungstheoretikern anschließt – alles Auswege, die ihn oder sie so sein lassen wie gewohnt.

Eine letzte Frage treibt uns um, wenn wir das Erkennen zu erkennen versuchen. Es ist die Frage nach dem Referenzpunkt. Welche Vorstellung bzw. Erwartung leitet uns, wenn wir uns der biologischen, biografischen sowie begrifflichen Grundlagen unserer Wahrnehmung vergewissern und uns der Relativität stellen? Wenn wir erkennen (müssen), dass alles, was unser Erkennen ausmacht, sich letztlich anthropozentrischen Maßgaben verdankt, d. h., lediglich das den Menschen mögliche Beobachten, Abbilden, Beurteilen und Schlussfolgern zu beschreiben vermag, dann verbleiben wir in den Sphären des Wirklichen, die wir unseren Antennen verdanken. Alles, was dahinter, dazwischen, außerhalb, unsichtbar etc. ist, vermögen wir nicht zu erkennen, weil wir dafür weder über die biologischen Voraussetzungen, noch die biografischen Erfahrungen oder begrifflichen Schärfen verfügen. Auch im Beobachten, Abbilden, Denken und Bezeichnen bewegen wir uns in einer durch und durch menschlichen Konstruktion dessen, was auf uns wirkt. Wir sind mehr Bestandteil dieser Welt, als uns bewusst und vielleicht sogar lieb ist. Aber wir können uns dafür entscheiden, uns mit diesen Begrenzungen unseres Erkennens »abzufinden«, und beginnen, uns in einer pluralen Welt neu einzurichten. In dieser Welt gibt es nämlich auch genug zu tun:

- ▶ So können wir uns darum bemühen, unsere Beobachtungen und Beurteilungen stets so auszudrücken, dass wir Indikative (»Das ist so ...«) sowie transitive Verben (Logik: Subjekt bestimmt Objekt) meiden und uns in unserem Sprachgebrauch als tastende, nichtwissende Wesen zeigen.
- ▶ Wir können darin sensibler werden, unsere bevorzugten Sichtweisen oder gar eigene rigide Muster des Fühlens und Denkens zu erkennen und zu schweigen oder zurückzurudern, wenn wir bemerken, dass unser altbekannter Eindruck wieder unseren aktuellen Ausdruck zu überlagern beginnt.
- ▶ Schließlich können wir uns auch darin verbessern, dem Gegenüber Raum zu geben nachzufragen und mit ihm in

seiner Welt spazieren zu gehen, ohne ihm sogleich ungebetene Kommentare oder gar Ratschläge zuzumuten, sondern ihn allenfalls interessiert fragend zu begleiten.

No time for green bananas ...

bedeutet, das Erkennen zu erkennen und sich nicht mit etwas aufzuhalten, was einen zwar beschäftigen, aber nicht wirklich in Richtung einer substanziellen Gewissheit weiterbringen kann.

Wer das Erkennen erkannt hat, der hat verstanden, dass auch die Wirklichkeit sich uns letztlich bloß in den Ausschnitten offenbart, die wir zu beobachten, abzubilden und auszudrücken in der Lage sind. Wir können sie bloß spiegeln, aber nicht hinter den Spiegel selbst gelangen. Wie die Wirklichkeit auf uns wirkt, ist ganz und gar unser Werk. Diese Begrenzungen des Erkennens eröffnen aber auch Möglichkeiten für eine weniger entschiedene, sondern begriffsoffene sowie versöhnende, aber auch wirkungsvollere Praxis eines erkenntnisbasierten Austauschs im Umgang mit uns selbst und dem jeweiligen Gegenüber. Wir sollten lernen, epistemisch zu handeln, d. h. im steten Bewusstsein, dass alle Erkenntnis nur eine abbildende Konstruktion unserer Emotion und unseres sprachvermittelten Denkens ist.